
VIER MOEGLICHE FIGUREN

Das Theater

Das Theater packt mich in Flugzeuge, begrüßt mich an Flughäfen, fährt mich in fremde Städte. Das Theater gibt mir einen aus und bringt mich um 2 Uhr morgens zurück ins Hotel. Drei Stunden später schaltet es direkt vor meinen Augen eine helle Lampe an, lässt mich aufstehen und kotzen. Das Theater isst mit mir in einem ruhigen Restaurant am Wasser der Hamburger Außenalster zu Abend, oder trinkt einen Kaffee mit mir in einem Vorort von Florenz. Es reicht mir ein Mikrofon. Es bittet mich zu sprechen. Es verstärkt meine Stimme. Es fliegt mich nach New York, wo gegen Abend der Stundenzeiger meiner Uhr unter dem Glas zu zucken beginnt wie ein Insekt. Draußen vor der reichen glitzernden Party wartet ein Taxi im Februarregen, das mich geradewegs nach Bukarest bringt, wo die losen Dollars in meiner Hosentasche ausreichen, um das Monatsgehalt meines Gastgebers zu bezahlen.

Das Theater zeigt auf ein rötliches Gemäuer, das im Kugelhagel aufgeplatzt ist. „Wo Sie jetzt stehen“, sagt es, „floss Blut auf der Straße.“ Es würde mich gerne den Schauspielern vorstellen. Wir gehen in das Labyrinth, das einem Krankenhaus gleicht, und klopfen an ihre Türen. Jede öffnet sich dem Blick auf die gleiche hell erleuchtete Szene. Die Schauspieler drehen sich von ihren Spiegeln und Lampen weg, von ihren Papiertüchern, Plastikbechern, Postkarten, Zetteln, Blumen, Aschenbechern. Wer kommt da? „Mein Gott – sie sind also der Autor!“ Der Raum wird zu einem kleinen Theater, in dem wir improvisieren: Freude, Bescheidenheit, Besorgnis, gegenseitigen Respekt – mit wechselndem Erfolg.

Der Autor

Eines Nachts – ich liege in einem breiten Bett – höre ich jemanden atmen. Ich erschrecke, ich bin doch allein hier. Bewegungslos lausche ich und stelle fest, dass das Geräusch vermutlich vom fließendem Kühlmittel im Eisschrank kommt. Ich drehe mich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen, und da entdecke ich den Autor. Er liegt neben mir im Bett, lächelt, die Augen weit geöffnet und schwarz, wie die offene Linse einer Kamera. Das ist keine erfreuliche Überraschung. Als ich ihn frage, was er sich dabei denke, was er sich eigentlich dabei denke, in meinem Bett zu liegen, erhalte ich keine sehr beruhigende Antwort. „Ich bin gekommen, mein Leben mit dir zu verbringen“, sagt er. Er fährt fort und erklärt. Dass gewisse Menschen, Menschen wie ich zum Beispiel, auserwählt sind von Autoren bewohnt zu werden. Ich gestehe, dass mir dieses Wort „bewohnt“ missfällt. „Was soll das heißen?“ „Nun“, sagt der Autor, „wir Autoren erkennen Menschen, die nichts in sich haben, die innen tot sind – wenn Sie mir das zu sagen gestatten – und wir kriechen in sie hinein, wie ein Einsiedlerkrebs in eine leere Muschel einzieht.“ „Warum denken Sie, ich sei innen tot“, frage ich. „Warum wäre ich sonst hier“, sagt der Autor und streichelt meine Wange. Das ist eindeutig ein schlechter Traum.

Ich drehe mich von seiner widerwärtigen Hand weg und falle in tiefen Schlaf. Am Morgen bin ich wieder allein, Gott sei Dank, nur ein schwaches Brummen kommt aus dem Badezimmer. Ich öffne die Tür: Da steht der Autor. Und er benützt meine elektrische Zahnbürste. Als erstes stellt er meine Möbel um. Er zieht einen Tisch zum Schreiben ans Fenster. Er reißt den Teppich heraus („spießig“), damit er mit seinen großen, hässlichen Stiefeln über die Dielen auf und ab gehen kann. Er amüsiert sich über meine alphabetisch geordneten Bücher („anal“) und leert seine eigenen direkt aus den Kartons auf den Boden. Er macht sich über mein schönes altes Klavier lustig („bürgerlich“), das ich für teures Geld erstanden hatte, und lässt während seiner brutalen melodielosen Improvisationen („die Tonalität ist tot“) gerne brennende Zigaretten auf den fein geäderten Tastenliegen. Warum habe ich jemals geglaubt, Autoren seien ruhig und feinfühlig?

Was immer er tut, ist grob, ordinär und böse. Und von mir wird erwartet, ein Spiegel seiner Stimmungen zu sein. Wenn er am Fenster mit seiner kostbaren Schreiberei beschäftigt ist, muss ich mich absolut still verhalten („Stell den Fernseher ab oder ich bring dich um“). Wenn er ausgeht, muss ich beim Trinken mithalten, über seine zynischen Witze lachen und sogar bei seinen verzweifelten Aufreißereien mitspielen. Das Schlimmste ist jedoch, dass ich die halbe Nacht bei ihm sitzen muss, um mich um sein bodenloses Selbstmitleid zu kümmern, das er selber verherrlichend „Qual“ und „Verzweiflung“ nennt. Damit verglichen sind meine anderen Pflichten ziemlich einfach: Das Telefon beantworten, seine langen weißen Haare schneiden. Wenn er alleine weggeht, um Zigaretten oder Eier zu holen, habe ich Gelegenheit, die häuslichen Arbeiten nachzuholen. Ich wechsle die Bettwäsche, sauge soviel Staub, Asche und abgebissene Fingernägel wie möglich weg und versuche, die Bücher säuberlich auf kleine Stapel zu legen. Einige davon sind seine – also in dem Sinn, dass der Autor sie schrieb – also im doppelten Sinn seine. Und sieh da: auf der Umschlagklappe ist sein Foto. Ich frage mich, wie viele Filmrollen sie verbrauchten, bis sie endlich ein Bild hatten, das akzeptabel genug nach Mensch aussah. Manchmal werde ich gefragt, was ich von der Arbeit des Autors halte, besonders jetzt, da er sich allem Anschein nach einen Namen macht. Aber warum sollte die Muschel irgendein Interesse am Geschreibsel des Krebses haben?

Ich habe ein paar Sachen darüber gehört, was er so macht, habe in ein paar Seiten geblättert, und es klingt nicht so, als sei es mein Ding, offen gestanden. Wie kann jemand, der so viele Stunden damit verbringt, den Bäumen beim Wechsel der Farbe und Kindern beim Herumhüpfen zuzusehen, sich so viel Schmerz und Brutalität ausdenken. Ist das nicht pervers? Mag sein, dass ich innen tot bin, aber wenn ich an seinem Fenster säße, würde ich die Welt in einem anderen Licht sehen. Ich würde nicht spotten oder wüten. Ich würde schlicht bleiben. Ich würde einen ganzen Tag, eine ganze Woche, wenn es sein muss, damit verbringen, die Flugbahn eines fallenden Blattes zu beschreiben – oder die Art, wie ein Kind, anders als ein Erwachsener, losrennt, nur so, und zum eigenen Vergnügen.

Der Direktor

Eines Nachts, auf dem Weg vom Theater nach Hause, beschließt der Direktor, mich anzurufen. Das ganze vergangene Jahr über habe ich versucht, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Erst klingelte das Telefon noch, und klingelte und klingelte, aber im Lauf der Monate hörte das Klingeln auf und wurde durch eine automatische Ansage ersetzt – KEIN ANSCHLUSS – keine Verbindung. Das war nicht nur seltsam, weil der Direktor, ein alter Freund, wie vom Erdboden verschwunden zu sein schien, sondern weil das Wort ANSCHLUSS für die Okkupation Österreichs, wo der Direktor jetzt lebt, benutzt worden war. Der Direktor ist ein großer Mann, arrogant und warm. Wenn man ihn trifft, wird man in die Arme genommen und seine Bartstoppeln kratzen an der Wange. „Ich gehe gerade nach Hause“, sagt er, „ich war sehr beschäftigt.“ Beschäftigt? Das scheint nicht ganz zu einem Jahr der Stille zu passen. Ich versuche mir vorzustellen, wie der beschäftigte Direktor durch die nächtlichen Strassen seiner Stadt nach Hause geht, aber – nicht zum ersten Mal – verlässt mich meine Vorstellungskraft.

Ich sehe nur die Donau an einem Sonntagmorgen – oder nein, es muss ein Wochentag sein, weil die kleine Schmalspurbahn mit den malerischen Waggons und der wunderschön restaurierten Holzeinrichtung („die steilste Eisenbahnstrecke der Welt?“) Schulkinder heimbringt in ihre tadellos sauberen Vororte auf den umliegenden Hängen, die nach Süden auf ein ehemaliges Konzentrationslager blicken. Auf fünfhundersiebenunddreißig Meter Höhe erreicht der Zug die Bergstation, wo schmale, erdbedeckte Straßen, um eine Kirche mit zwei Türmen kreisen. Es ist Oktober. Die Restaurants und Terrassen, die einen prächtigen breiten Ausblick auf den Fluss bieten, sehen aus, als seien sie geschlossen. In Wirklichkeit sind sie einfach nur leer. Das Licht ist gelb und niedrig. Die Bäume sind von der Seite beleuchtet. Wie banal auch

immer man „Zufälle“ finden mag, man muss zugeben, dass es seltsam ist, wenn der Direktor gerade jenen Moment für seinen Anruf wählt, in dem ich das Vorwort zu diesen Stücken schreiben muss. Denn das Bild auf dem Einband ist ein Foto von einer seiner Inszenierungen.

„Was werden Sie schreiben?“, sagt er und weiß ganz genau, dass die Frage auf mich die gleiche Wirkung hat wie das Geräusch eines Bohrers beim Zahnarzt und der Zahnsplitter, wenn sie auf die Schutzbrille spritzen. „Ich habe keine Ahnung“, sage ich, „vielleicht etwas darüber, dass Stücke wie Kinder sind – ein Teil von mir selber ist in jeder Zelle ihres Körpers abgebildet, und man hört nicht auf, sich für sie verantwortlich zu fühlen – in Wahrheit sind sie ganz eigenständige Gebilde, die ein eigenes Leben führen. Was meinen Sie dazu?“ „Wissen Sie, Martin,“ sagt der Direktor auf seinem Heimweg durch gut beleuchtete und restaurierte Straßen, „Ich glaube Sie sollten sich von diesem metaphorischen Zeug fernhalten. Sie nehmen mir das nicht übel, wenn ich das sage, oder?“ „Nein, natürlich nicht. Absolut nicht.“ „Die Leute wollen wissen, wie das ist, wenn einer Stücke schreibt, sie wollen nichts über die Stücke wissen – das werden die Stücke, hoffentlich, schon selber leisten – lassen Sie den Leser mal für eine Weile in Ihren Kopf.“ „In meinen Kopf.“ „In Ihren Kopf. Genau. Führen Sie ihn ein wenig darin herum.“

Die Schauspielerin

Der Autor ist vor einem Schaufenster in einer sonnigen Durchgangsstraße stehen geblieben. Im Schaufenster hinter Gitterstäben sind verschiedene Wecker ausgestellt, solche mit zwei Schellen und einem Klöppel dazwischen. Der Autor ist in den Anblick der Wecker so versunken, dass er die Schauspielerin erst wahrnimmt, als sie neben ihm steht und ihn anspricht. „Wir können kaum glauben, dass Sie wirklich existieren.“ Die Schauspielerin sagt das ohne zu lächeln – oder wenn sie doch lächeln sollte – und, ja sie lächelt tatsächlich – aber wenn sie lächelt, dann ist es das ernste, verschattete Lächeln eines Menschen, dessen Leben gezeichnet ist von diesem zerstörerischen Apparat aus Kontrolle und Geheimnis, der jetzt schmerzhaft demontiert wird. Der Autor will gerade eine witzige Antwort über seine eigene Existenz oder die Existenz im Allgemeinen geben, oder – noch schlimmer – eine belanglose Bemerkung über die komischen Wecker machen, hält sich aber zurück, als er dem Blick der Schauspielerin begegnet und sich an das Zimmer im Theater erinnert, in dem sie und die anderen Schauspieler wohnen und auf Matratzen auf dem Boden schlafen.

Martin Crimp: Four Imaginary Characters. Vorwort zu Martin Crimp: Plays 1. Faber & Faber, London 2000.
Übersetzung von Stephan Wetzel .
